



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine etwas unsaubere, aber höchst wichtige Sache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit Recht, aber man forscht zu selten nach den Gründen dieser Erscheinung. In Süddeutschland hegen viele gut nationale Männer die Überzeugung, daß dieser Zustand der Verwirrung zum größten Teile dem Verhalten der Regierung zuzuschreiben sei, und bereiten sich vor, die Folgerungen aus dieser Auffassung zu ziehen.



Eine etwas unsaubere, aber höchst wichtige Sache



ch danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Menschen, Räuber, Mörder, oder dieser Senat von Hamburg; denn bei uns kann doch so etwas nicht vorkommen! — Man hat Gelegenheit gehabt, in den letzten Wochen dieses erbauliche Bekenntnis oft genug und überall zu hören. Am schönsten nahm es sich in England aus, dem klassischen Lande des Pharisäismus. Aber auch der deutsche Philister gewährte einen erhebenden Anblick, wenn er seinen Schmutz überschaute und meinte, der sei doch ganz etwas andres als der Hamburger Schmutz, und bei ihm könne so etwas nicht vorkommen. Warum eigentlich nicht?

Die Schuld des Hamburger Senats besteht darin, daß er zwar für die Einrichtungen, die Geld einbringen, ein gutes Verständnis gehabt hat, daß er aber bei andern notwendigen Dingen, die keinen unmittelbaren Nutzen gewährten, immer triftige Gründe gefunden hat, Geldausgaben zu vermeiden und Verbesserungen auf die lange Bank zu schieben. Kenner der Hamburger Verhältnisse behaupten, daß man dort Dingen gegenüber, die nichts einbringen, ein ganz ungewöhnliches Beharrungsvermögen habe. Das war so, und das wird so bleiben. Das norddeutsche Phlegma und die kaufmännische Engherzigkeit sind daran schuld. Hierzu kam, daß man, um ja nicht den lieben Handel zu stören, die Thatsachen vertuscht und sich über die Größe der Gefahr fast absichtlich getäuscht hat. Hätte man im Anfange kräftig und richtig zugegriffen, so hätte es sich vielleicht um einen Aufwand von Tausenden gehandelt; jetzt handelt es sich um einen Verlust von Millionen. Man hat die Dinge an sich herankommen lassen und war, als die Krankheit mit unerhörter Kraft auftrat, wehrlos und ratlos.

Nach den Untersuchungen Kochs ist es fast zur Sicherheit geworden, daß aus dem großen Schuppen, der am Amerikaquai für russische Auswanderer gebaut ist, und dessen Abgänge ohne Desinfektion in die Elbe geleitet wurden, Cholerakeime in die Elbe gekommen sind. „Ist diese Annahme richtig,“ schreibt Dr. Reincke, der gegenwärtige Medizinalinspektor von Hamburg, „dann war

unser Hafen wahrscheinlich schon infiziert, ehe überhaupt ein wirklicher Cholerafall vorkam, und die ersten ernstern Erkrankungen wären dann nicht als Ursache, sondern als Folge der Wasservergiftung anzusehen. Ohne Zweifel war Hamburg zur Zeit der Einschleppung wie ein volles Pulverfaß. Es bedurfte nur eines Fünkchens, um die gewaltige Explosion herbeizuführen. Solche Fünkchen sind im modernen Verkehr, zumal auf dem Landwege, unmöglich abzusperren. Allerdings haben die vielen Flüchtlinge aus Hamburg, die auswärts erkrankt sind, bis jetzt noch nirgends eine Epidemie erzeugt, und man glaubt, daß das den dort geübten energischen Isolierungen und Desinfektionen zu danken sei. Ich bin keckerisch genug, die Wichtigkeit dieses Schlusses sehr ernstlich zu bezweifeln, schon allein um der Diarrhoekranken willen, die allen diesen Maßnahmen nicht unterworfen werden. Meines Erachtens hängt das Verhalten eines Ortes gegenüber der Cholera viel weniger davon ab, wie bald der erste Fall konstatiert wird, und was dann gegen die Weiterverbreitung geschieht, als vor allem davon, in welchem sanitären Zustande sich der Ort zur Zeit der Einschleppung befindet, und weiter, ob die in ihrem ursächlichen Zusammenhange noch wenig aufgeklärten zeitlichen und örtlichen Dispositionen Bettenkofers vorhanden sind oder nicht." Hiermit erhebt Dr. Reinde gegen die Stadtverwaltung von Hamburg eine schwere Anklage. Denn wer anders als diese ist für den sanitären Zustand der Stadt verantwortlich? Wer ist daran schuld, daß Hamburg zur Zeit der Einschleppung „wie ein volles Pulverfaß“ war? Es liegen Verschümnisse von Jahrzehnten vor, die sich jetzt mit einemmale strafen.

Die Kanalisation und die Wasserversorgung Hamburgs befinden sich in höchst bedenklichem Zustande. Hamburg entläßt seine Schmutzwässer in der Nähe der Altonaer Grenze in die Elbe. Das ist an sich keine schöne Einrichtung, wird aber dadurch zu einem wahren Unglück, daß die Flut, die bis über Hamburg hinauf wirkt, diesen Schmutz in die Stadt zurücktreibt, wodurch der Hafen, die Ufer und niedrigen Stadtteile mit Verwesungstoffen getränkt werden. Die Betriebsstätte der Wasserkunst zu Rothenburgsort liegt wenig oberhalb der Stadt und im Bereiche der Flut. Das verunreinigte Wasser wird bei ungenügender Filtrirung in die Leitungen gepumpt und der Stadt zugeführt. Hierzu kommt, daß das Wasserleitungswasser für den Bedarf der Stadt bei weitem nicht ausreicht, und daß sich viele Bewohner des Elbwassers oder des Wassers verunreinigter Brunnen bedienen. Solche Zustände bergen eine außerordentliche Gefahr. Verfährt man nun noch mit der unglaublichen Lotterei, daß man die Abwässer eines Choleraquarantäneortes in die Elbe leitet, in ein Wasserbecken, das den allergünstigsten Nährboden für den Cholera-bacillus bildet, so kann man sich über den Erfolg nicht wundern. Als in Spanien vor etlichen Jahren die Cholera oberhalb Barcelonas ausbrach, hatte man infizierte Kleidungsstücke in einem Bache gewaschen, und die Bewohner

der unterhalb liegenden Orte erkrankten. Neapel und Toulon hatten ihre Epidemien darum in so bössartiger Form, weil man die Schmutzwässer der Stadt in den Hafen leitete, und weil die Flut den Unrat zurückbrachte und an den Ufern auflagerte. Das alles sind wohlbekannte Dinge, aber in Hamburg, wo die Verhältnisse ebenso liegen, hatte man kein Arg. Das ist eine schwere Schuld der Hamburger Verwaltung.

Dennoch wäre es thöricht und vermessen, wenn man an andern Orten sagen wollte: So etwas kann bei uns nicht vorkommen. *Intra muros peccatur et extra*. Auch unsre Flußläufe, besonders die kleinen, an denen größere Städte liegen, sind aufs äußerste verunreinigt. Die heißen Tage dieses trocknen Sommers haben nicht sehr erbauliche Dinge an den Tag gebracht. Gräben und Bäche sind durch Brennereien und Zuckersfabriken zu Stinkstraßen geworden. Die Kanäle mit ihrem stöckenden Wasser werden von den Schiffern berufsmäßig verunreinigt. In den Häfen der Städte, den Hinterhäusern, den Aborten der Restaurationen giebt es Schweinerei genug, Schmutzwinkel, die mit gährenden und faulenden Stoffen tief durchtränkt sind. Auf dem Lande fließt die Sauche aus den Höfen über die Straße, die Schweineställe sind ihres Namens würdig, verunreinigte Brunnen, Schöpfbrunnen, Viehschwemmen, die sich zum Orte verhalten wie der Hamburger Hafen zu Hamburg, giebt es genug. Und Berlin hat seine Rieselfelder. Es ist nicht auszudenken, was geschähe, wenn diese Felder von der Cholera angesteckt würden.*)

Aber die Hauptsache ist der überall anzutreffende Unfug, daß man den Unrat der Städte in die Flußläufe abführt, aus denen man sein Trinkwasser entnimmt. Man denke sich einmal diesen Unfug aus, ohne Nebengedanken oder Entschuldigungen einzumischen! Im Mittelalter begrub man die Toten mitten unter den Lebendigen in den Grüften der Kirchen und hielt das für gut und schön. Die Folge war die Pest. Wir vermischen unsre Wasseradern, unsre Lebensadern mit Unrat, wir leben auf Fäkalien und halten das für gut und schön. Die Folge ist die Cholera. Gewiß werden spätere Geschlechter einmal von uns gerade so denken, wie wir von den Menschen im Mittelalter.

Man wendet ein, es gehe nicht anders, man könne auf billige Weise den Unrat nicht anders loswerden. Ganz falsch. Erstens geht es anders, zweitens kommen die Kosten nicht in Betracht, wenn es sich um Leben und Gesundheit handelt, und drittens ist das Verfahren, Düngemittel wegzuschwemmen, eine

*) Man hat die Gefahr erkannt. Virchow warnt davor, daß man die Cholerakeime auf die Rieselfelder kommen lasse, und Siemens empfiehlt, die aus der Stadt kommenden Schmutzwässer abzukochen, ehe man sie auf die Felder entläßt. Ein schöner Gedanke. Aber wenn man auch die aus der Stadt kommenden Keime tötet, so kann man doch nicht hindern, daß das abgekochte Wasser von neuem infiziert werde, nachdem es in die Rieselgräben getreten ist.

Verschwendung sondergleichen. Die Bevölkerung einer Stadt wie Hamburg verzehrt ungefähr ebensoviel wie die ländliche Bevölkerung eines halben Regierungsbezirks. Während nun die ländliche Bevölkerung ihren Abgang wieder aufs Feld hinausbringt und neu verwertet, spült Hamburg seine Abgänge ins Meer. Man berechne, welche Werte auf diese Weise im Laufe der Jahre dem Lande verloren gehen. Das Land ersetzt den Verlust an Düngstoffen durch künstlichen Dünger und giebt für diesen künstlichen Dünger jährlich Millionen aus. Es würde bei besserer Düngwirtschaft den künstlichen Dünger nicht entbehren, und dabei große Summen ersparen können. Man stellt Handelsbilanzen auf, eben so wichtig wären Düngerbilanzen. Denn der Grundwert ist und bleibt das Korn, und zum Kornbau braucht man Dünger. Sener alte Kantor, der mit der Papierdüte in der Hand auf der Landstraße auffuchte, was die Schafherde verloren hatte, ist oft belacht worden, er war aber im Grunde ein feiner Kopf. Man darf nichts umkommen lassen.

Das einzig vernünftige Verfahren besteht in der Abfuhr. Es ist nicht nötig, die Sache in so ursprünglicher Weise zu betreiben, wie die Bauern mit ihren ungeschlossnen Wagen, die ihre dustigen Spuren auf die Straßen malen, sie kann mit aller Sauberkeit mit Hilfe von Dampfmaschinen und Kesselwagen ausgeführt werden. Es ist durchaus kein undenkbarer Gedanke, daß die Abfuhrstoffe großer Städte in besondern Anstalten in eine transportable Gestalt gebracht und durch besondere Düngerzüge wieder ins Land hinausgefahren werden. Für Hamburg giebt es eigentlich keine andre Hilfe, als die Einführung eines sorgfältig gehandhabten Abfuhrsystems. Die Flüsse müssen für safsrojanft erklärt werden. Wer das Wasser verunreinigt, muß als Giftmischer bestraft werden.

Hier liegt ein alter, schwerer Schaden vor. Nicht bloß in Hamburg, sondern mehr oder weniger überall. Die Cholera ist eine Wasserkrankheit.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich eine Besserung erreichen läßt, wenn man es dem guten Willen der Bevölkerung überläßt, was sie thun will, und was nicht. Wir bedürfen des Antriebs und der Regelung durch das Gesetz. Wir brauchen ein Seuchengesetz. Viehseuchengesetze haben wir, ein Menschenseuchengesetz haben wir nicht. Ist das nicht lächerlich? Es erinnert an die Grundsätze gewisser Reiteroffiziere, die die Pferde der Schwadron mit größter Sorgfalt behandeln, aber nichts darnach fragen, ob der Mann den Hals bricht. Denn der Mann kostet kein Geld.

Wenn sich Gemeinden zuziehenden Hamburgern gegenüber abschlossen, so hat das mancherlei Gründe gehabt, zum Beispiel Geschäftsgründe. In erster Linie waren es Badeorte, die sich abschlossen. Es war ferner der Unmut der Bevölkerung einer Stadt gegenüber, die ihre Schuldigkeit zu thun versäumt und das ganze Land in schwere Gefahr gebracht hatte. In diesem Unmute ward

man dem einzelnen gegenüber ungerecht. Vor allem aber herrscht völlige Unklarheit über das Recht der Absperrung. Dem Volke will es nicht in den Kopf, daß es sich von jedermann geduldig in Lebensgefahr bringen lassen soll. Es nimmt für sich, für das Haus und für die Gemeinde das Recht in Anspruch, sich zu schützen; wenn dem das Gesetz der Freizügigkeit entgegenstehe, so müsse dies Gesetz in Seuchenzeiten außer Kraft treten, gerade so wie gewisse bürgerliche Gesetze und Rechte in Kriegszeiten außer Kraft treten. Das ist die Meinung, und sie ist ohne Zweifel berechtigt, wenn die Absperrung überhaupt ein wirksames Mittel ist. Wir wollen hier nicht erörtern, ob dies der Fall ist oder nicht, sicher aber würde folgende gesetzliche Bestimmung von Wirkung sein: Wer einen als verseucht erklärten Ort verläßt, hat sich beim Verlassen des Ortes wie an seinem Reiseziele der Sanitätsbehörde zu stellen. Wer dies unterläßt, wird mit Gefängnis von vierzehn Tagen bis zu drei Monaten bestraft.

Ein Gesetz, das die Dinge in dieser Weise regelt, ist notwendig. Ebenso notwendig ist eine angemessene und zuverlässige Verwaltung. Ob republikanische Verfassungen geeignet sind, wenn es darauf ankommt, kräftig und einheitlich vorzugehen und auch einmal an den Geldbeutel oder die Geschäftsinteressen der Leute zu rühren, darf bezweifelt werden. Man sagt: Kollegien haben kein Gewissen. Natürlich, denn hier fühlt niemand eine persönliche Verantwortung, aber jeder steht unter dem Einfluß gewisser Sonderinteressen. Die patriarchalisch-republikanische Verfassung Hamburgs hat sich der Cholera gegenüber nicht bewährt. Jetzt wird man vielleicht zur „Sanirung“ der Stadt das nötige thun, aber man hätte die Stadt nicht in diesen jämmerlichen Zustand geraten lassen sollen. Wenn in Berlin alles mögliche geschah, die Stadt mit größter Sorgfalt zu säubern, so sollen den städtischen Behörden nicht ihre Verdienste bestritten, es soll aber auch nicht vergessen werden, daß das königliche Polizeipräsidium die eigentliche Arbeit gethan hat. Sicher wäre an vielen Orten und besonders auf dem flachen Lande nichts geschehen, wenn nicht der staatliche Zwang hinzugekommen wäre. Wir haben in den letzten Wochen wieder einmal die menschliche Trägheit und Thorheit in ihrer vollen Größe bewundern können. Trostgründe, daß man gute Luft und gutes Wasser habe, daß man bereits im September sei, und daß so etwas wie in Hamburg anderwärts überhaupt gar nicht vorkommen könne, waren wohlfeil wie Brombeeren. Man hielt es gerade so wie in Hamburg nicht für nötig, das nötige zu thun, ehe nicht das Feuer auf den Nägeln brannte. Und alle die schönen in den Zeitungen veröffentlichten Belehrungen hätten ihren Zweck verfehlt, wenn nicht der Herr Regierungspräsident kommandirt hätte. Nun gings gleich. Wahrlich, wir wollen uns nicht allzusehr rühmen.

Es ist auch nötig, ein jederzeit bereites und fachverständiges Personal auszubilden. „Reinliche Sauberkeit“ wird als Hauptmittel gegen die Cholera

gefordert; was das aber ist, ist den meisten Menschen, auch vielen unsrer Hausfrauen trotz des Scheuerteufels eine völlig verborgne Sache. Feinliche Sauberkeit muß anerzogen werden, sie will gelernt sein wie das Mikroskopiren. Das unbequeme dabei ist, daß man stets an sie denken muß, daß man sich vorstellen muß, man lebe in einer Welt, die mit einem unsichtbaren Ruß überzogen ist.

Das selbe gilt vom Desinfizieren; auch dies will gelernt sein. Es ist keine Thätigkeit, die mechanisch ausgeübt werden kann, man muß Zweck und Mittel stets vor Augen haben. Wenn man in Halbstadt an der schlesisch-österreichischen Grenze unter Desinfizieren „moderirt verwüsten“ verstanden hat, so ist das ebenso verkehrt, als wenn man sich einbildet, man habe desinfiziert, sobald man einen tüchtigen Gestank angerichtet habe. Das große Publikum ist immer noch der Meinung, daß die Cholera in der Luft stecke und durch Räucherei vertrieben werden könne. Es müßte durch Gesetz angeordnet werden, daß an jedem Orte ein Spolirraum, Desinfektionsmittel und ein eingeeübtes Personal ebenso zu finden sei, wie jeder Ort seine Feuerspritze und seinen Spritzenmeister hat.

Wir sind noch keineswegs über den Berg hinweg. Was man so lange zu verhüten gesucht hat, scheint nun doch einzutreten, es bilden sich neue Seuchenherde. Die verunreinigten Wasserläufe bringen die Gefahr. Von Amsterdam aus hat sich die Cholera durch die Kanäle ins Land verbreitet. Man muß annehmen, daß Oder, Spree und Havel und die verbindenden Kanäle bereits infiziert sind. Aber die Hauptgefahr droht erst im nächsten Jahre, denn der Winter ist kein sicheres Gegenmittel. Man kann eine kurzfristige und träge Bevölkerung bis dahin nicht umwandeln, aber man kann eine gute Gesundheitsbehörde organisiren, und das ist es, was not thut.



Ein amerikanischer Sozialist

1



in Freund unsrer Zeitschrift übersendet uns zwei Bücher des Amerikaners Laurence Gronlund mit der Bitte, ihren Gedankengang den Lesern zu übermitteln. Die Titel lauten: *The Cooperative Commonwealth, An exposition of modern socialism*, und: *Our Destiny, The influence of Socialism on morals and religion. An essay in ethics*. Beide sind 1891 in London bei